

Kreis-Zeitung

für den Ober-Taunus-Kreis.

Der Krieg.

Kundgebung eines Amerikaners.

Eine bemerkenswerte Kundgebung von amerikanischer Seite wird jetzt in folgendem Schriftstück bekannt, das von einem der Führer der nach Berlin gesandten amerikanischen Regierungskommission an den Geschäftsführer des deutsch-amerikanischen Komitees, Direktor Otto Scholz in Berlin, gerichtet wurde. Der Wortlaut ist folgender:

„Von der amerikanischen Regierung zur Vorbereitung der Heimreise der bei Ausbruch des Krieges in Deutschland auf Besuch befindlichen Amerikaner mit dem Kriegsschiff „Tennessee“ nach hier entsandt, drängt es mich, allen denen, die mich bei Ausführung meiner Mission in liebenswürdiger und tatkräftigster Weise unterstützten, meinen warmsten Dank zu sagen. Es ist mir eine große Herzensfreude, zu konstatieren, mit welcher Sorgfalt und Selbstlosigkeit Personen, Korporationen und Behörden sich meiner Landsleute angenommen haben. Besonderen Dank der Handelskammer und Herrn Franz von Mendelssohn, den persönlich kennen zu lernen ich das Vergnügen hatte und der mit ganz besonders behilflich war, steht doch gerade der Genannte an erster Stelle des Hilfskomitees für die auf Besuch in Deutschland weilenden Amerikaner, welches in hochherziger Weise Unterkunft für meine Landsleute besorgte, Gelder für sie sammelte und ihnen überhaupt alle erdenkliche Sorgfalt und Zuverlässigkeit angedeihen ließ.“

Meine mehr als vierwöchige Anwesenheit in Deutschland gab mir Gelegenheit zu beobachten, wie das deutsche Volk den ihm aufgeprägten Krieg aufnahm, welche hohe Begeisterung, gepaart mit ruhigem, stillen Ernst die gesamte Bevölkerung ergriffen hat; die waffenpflichtigen Reservisten und Landwehrleute eilten zu den Fahnen; nahezu zwei Millionen Kriegsfreiwillige aller Stände und Altersklassen, ganze Klassen höherer Lehranstalten einschließlich ihrer Lehrer meldeten sich zum Eintritt in das Heer, so daß Tausende von Freiwilligen zurückgewiesen werden mußten. Der Landsturm ist zwar aufgerufen, aber bisher nur zum allergeringsten Teil in Dienst gestellt worden. Zugleich mit der Mobilmachung setzte die Organisation der Werte der tatkräftigen Nächstenliebe ein. Das Rote Kreuz mit seinen vorzüglichen Lazaretten, seinen Ärzten, Krankenschwestern, freiwilligen Sanitätskolonnen usw., der Nationale Frauendienst mit der Kinder- und Wöchnerinnen-Fürsorge, Speisung Bedürftiger und Arbeitsloser, Vermittlung von Bekleidung, Unterkunft und Arbeitsgelegenheit, dazu die vielen reichen Sammlungen an Liebesgaben für Verpflegung der Truppentransporte, aus dem Lande heimkehrender Verwundeter, Flüchtlinge, Erquickung zurückkehrender Verwundeter, Nationalstiftung für die Hinterbliebenen ins Feld Gezogener neben der staatlichen Fürsorge, Kriegsfürsorge für Bühnenkünstler, Herstellung von wollenen Bekleidungsstücken wie

Strümpfe, Leibbinden usw. für die im Felde stehenden Truppen. Und alles in musterhafter Ordnung, die sich in nichts von der beim deutschen Soldaten selbstverständlichen Disziplin unterscheidet. Die Ausrüstung der Truppen ist vorzüglich und zweckentsprechend, die Organisation der Mobilmachung bewundernswert. Die Eisenbahnen bewältigten die ungeheuren, in die Millionen gehenden Transporte von Mannschaften, Pferden, Kanonen, Fahrzeugen usw. — nicht die geringste Betriebsstörung, nicht der kleinste Unfall ist vorgekommen. Und weil die Deutschen die geborenen Soldaten sind, ist keine Spur von starkem Militarismus, vom militärisch gedrückten Automaten zu merken: das ist ein Volk in Waffen, mit großer hingebender Liebe für Kaiser und Reich, mit dem Willen zum Siegen, um Heimat, Haus und Scholle, Weib und Kind zu schützen. Überall würdiger Ernst, unerschütterliche Ruhe, tatkräftiges Handeln und volle Siegeszuversicht. Ein Volk auf so hoher Kulturstufe stehend, so großer glühender Begeisterung fähig, kann nicht untergehen — das sind keine Barbaren, sondern Männer bester Art. Das dokumentiert sich auch in der Behandlung der Gefangenen und Verwundeten: „Ich kenne hier keine Unterschiede zwischen Freund und Feind, sondern nur Verwundete!“ — diesen Ausspruch tat der Leiter eines der größten hiesigen Lazarette und in derselben hochherzigen Weise wird im ganzen Reich verfahren. Jetzt, acht Wochen nach Ausbruch des Krieges, nachdem unausgesehrt Truppentransporte nach dem Auslande gingen, ist es erstaunlich, die große Anzahl waffenfähiger Männer zu sehen, die noch zu Tausenden in Berlin ihrer Beschäftigung nachgehen. Die öffentlichen Arbeiten sind im Gang, der Bau von Straßenbahnen und Untergrundbahnen ist nicht ins Stocken geraten, überall wird fleißig gearbeitet! Es sind noch so viel junge kräftige und gesunde Männer in Berlin, daß in kurzer Zeit nochmals eine ganze Armee aufgestellt werden kann, falls es nötig sein sollte.

Es drängt mich, nochmals zum Ausdruck zu bringen, daß das Verhalten der Deutschen den tiefsten Eindruck auf mich macht und ich habe keinen Amerikaner getroffen, der nicht das gleiche Empfinden hat; alle schätzen sich glücklich, in dieser großen Zeit in einem solchen Land wie Deutschland Gastfreundschaft genossen zu haben.“

Meldungen des Großen Hauptquartiers.

Großes Hauptquartier, 5. Oktober, abends. (Amtlich.) Vor Antwerpen sind die Forts Kessel und Brochem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Pierre und das Eisenbahnfort an der Bahn Mecheln—Antwerpen sind genommen.

Auf dem rechten Flügel in Frankreich wurden die Kämpfe erfolgreich fortgesetzt.

In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Fühlung mit den russischen Truppen.

Von einem militärischen Mitarbeiter wird uns geschrieben:

Am rechten Flügel und in den Argonnen geht der Kampf erfolgreich vorwärts — so meldet uns das Große Hauptquartier. Was nach den Ereignissen bei Rode und Albert zu erwarten war, hat sich also erfüllt. Auch unser rechter Flügel, den der Feind mit der größten Zähigkeit zu umfassen und zu zertrümmern suchte, ist jetzt im Vorwärtsgang. Englische Blätter wollen schon wissen, die Deutschen hätten hier einen Keil in die französische Schlachtlinie gerieben. Das mag übertrieben oder zum mindesten verfrüht sein, aber daß die Gefahr besteht, daß wir auf dem rechten Flügel die französische Angriffsflanke durchstoßen, das ist nach den neuesten amtlichen Meldungen nicht zu verkennen. Und wie im äußersten Westen auf dem linken Flügel ihres Hauptheeres, so sind die Franzosen auch auf dem linken Flügel ihres Ostheeres durch unseren Vormarsch in den Argonnen in eine gefährliche Lage gebracht. Immer mehr schieben sich unsere Truppen zwischen der Aisne und Maas vor und immer geringer wird dadurch die Möglichkeit für die Franzosen, den Zusammenhang zwischen Hauptheer und Ostheer zu wahren.

Daß unsere Operationen vor Antwerpen und im Osten sich planmäßig und ohne Kampf vollziehen, ist uns sehr erfreulich zu hören. Vor der belgischen Feste bedeutet das: die Beschließung nimmt ihren erfolgreichen Fortgang und es gelingt uns, ohne daß der Feind uns hindert, neue Artillerie- und Infanteriestellungen herzurichten, von denen aus wir den Angriff weiter führen können. Im Osten aber kündet dieses planmäßige, vom Feinde ungestörte Operieren neue Kämpfe an, die aller menschlichen Voraussetzungen nach zugleich Siege bedeuten.

Schon hat ja die russische Offensive auf ihrem linken Flügel zwischen Augustow und Suwalki eine schwere Schlappe erlitten. Und wenn wir auch voraussetzen müssen, daß die Russen an Zahl nicht unbeträchtliche Truppenmassen über den Njemen in Bewegung gesetzt haben, an Wert stehen sie tief unter den Siegern an den Masurischen Seen. Die Reste der Njemen-Armee, die kümmerlichen Trümmer der Naraw-Armee und die ebenfalls schon von den Unseren geschlagene Grodnower Reservearmee können ein neues Heer bilden, und man mag die Bestände notdürftig aufgefüllt haben. Aber die moralische Kraft dieses Heeres ist äußerst gering anzuschlagen.

Die alten Leute stehen noch unter dem Eindruck der

Um hohen Preis.

Roman von Fred M. White.

Deutsch von Ludwig Wechsler.

„Ich fürchte mich vor dem dortigen Aufenthalt“, gestand Beatrice. „Während der letzten Tage sind meine Nerven auf eine harte Probe gestellt worden, und der bloße Gedanke, in jenes Haus zurückzukehren, läßt mich erzittern. Aber ich muß gehen, denn meine Pflicht dem Kranken gegenüber erfordert es.“

Wilsfried antwortete nicht, sondern beobachtete, wie Beatrice mit Messer und Gabel nur spielte, statt zu essen. Einer plötzlichen Eingebung folgend, sprach er: „Vielleicht läßt sich die Sache wie folgt einrichten. Der Wärter bleibt bei Ihrem Onkel und ich übernehme in Maldon Grange, wenn Sie nichts dagegen haben. Wir langen dort etwas nach zehn Uhr an, und sobald wir Ihren Onkel untergebracht haben, bringe ich Sie nach Olgborough zu meiner Mutter. Sie bleiben bei ihr und brauchen nicht in Maldon Grange zu sein. Machen Sie keine Einwendungen, denn der Plan muß Ihnen einleuchten.“

Beatrice erhob keine Einwendungen; dazu war sie zu abgespannt und auch zu froh, die Sache verhältnismäßig so leicht erledigt zu sehen. Mit einem dankbaren Lächeln sprach sie: „Es soll geschehen, wie Sie sagen, und ich hoffe, daß Sie meine häßlichen Worte von heute vormittag bereits vergessen haben.“

33.

Zur angegebenen Stunde fuhr das große, ruhig rollende Automobil vor, das Shelton geschickt hatte, um den Patienten nach Maldon Grange zu befördern. Mit Hilfe des äußerst tüchtigen und gewandten Wärters ging alles glatt vonstatten, und schon nach wenigen Minuten lag Samuel Flower ebenso bequem in dem Wagen, als hätte er sich in

seinem Bette befunden. Außer Wilsfried und Beatrice konnte auch Cotter mitfahren, der so lange darum gebettelt hatte, bis man ihm den Willen tat; er wolle ja nur einige Papiere mitnehmen, sagte er, die Samuel Flower sicherlich nicht werde wissen wollen, wenn er sich wieder mit den Geschäften werde befassen können. Wilsfried lächelte bitter zu diesen Worten. Er wußte, von welchen Papieren die Rede sei, wußte, daß der kleine Mann, den man so weich in den Kissen gebettet hatte, kein Erbarmen mit ihm haben werde.

Es war eine ruhige, stille Fahrt durch die Nacht und ihre Teilnehmer atmeten erleichtert auf, als Maldon Grange erreicht war und Flower wohlbehalten in seinem Bette lag. Er hatte während der ganzen Fahrt keine Bewegung gemacht und ließ den Ortswechsel über sich ergehen, ohne durch das geringste Symptom anzudeuten, daß er sich dessen bewußt sei.

„Ich kann den Kranken Ihnen wohl ruhig überlassen“, sagte Wilsfried zu dem Wärter; „Sie brauchen mich nicht?“ „Nein, Sir“, lautete die Antwort. „Doktor Shelton hat mir bereits seine Weisungen erteilt und ich weiß, was zu tun ist.“

Es war recht unangenehm im Freien und Beatrice ließ einen Seufzer der Erleichterung vernehmen, als sie an Wilsfrieds Seite den Weg nach Olgborough nahm. Es war eine stille, ruhige Nacht, eine wahre Wohltat für die gequälten Nerven. Man hatte die kleine Stadt alsbald erreicht und Wilsfried schlug den nach seinem Hause führenden Weg ein. Er hatte noch von London aus telegraphiert, so daß seine Mutter von seiner Ankunft unterrichtet war.

In des Doktors Hause hatte alles einen so behaglichen, anheimelnden Anstrich, der — wie Beatrice gleich beim ersten Blick sah — im größten Gegensatze stand zu dem vergoldeten Elend, das sie in den jüngsten Tagen durchgemacht hatte. Nun war es ihr freilich klar, daß Wilsfried stolz auf sein Heim war und es als ein großes Unglück auffassen mußte, wenn man ihm dieses zerstören würde. Noch deutlicher wurde ihr aber die Sache, als eine lebenswürdige

grauhaarige Dame in den Salon trat und sie liebevoll auf die Stirn küßte.

„Ich freue mich, Sie zu sehen“, sprach Frau Mercer. „Sie müssen schwere Zeiten überstanden haben! Doch in meinem Hause sollen Sie sich wohlfühlen und ich werde alles aufbieten, um Ihnen den Aufenthalt daselbst angenehm zu machen. Nehmen Sie Platz und seien Sie mir nochmals willkommen!“

Die Augen der jungen Dame füllten sich mit Tränen und es schien, als unterdrücke sie nur schwer das Schluchzen, das in ihrer Kehle aufsteigen wollte. Sie hatte viele Bekanntschaften geschlossen, erinnerte sich aber nicht, jemals so freundlich aufgenommen worden zu sein wie hier. Ihr Blick schweifte flüchtig durch den kleinen Salon, dessen Einrichtung bei aller Einfachheit einen gediegenen Geschmack verriet.

„Sie sind gewiß an eine elegantere Umgebung gewöhnt“, fuhr Frau Mercer fort, „aber dafür sollen Sie es hier recht ruhig haben. Sie können sich gar nicht vorstellen, welche bedeutsame Veränderung dies für mich bedeutet, die ich während der vielen Jahre, die Wilsfried auf See verbrachte, stets nur in Mietshäusern wohnen konnte.“

Wilsfried war für eine Weile hinausgegangen und seine Mutter konnte daher rückhaltlos über ihn sprechen.

„Ihm kam die Sache freilich nicht leicht an“, plauderte die würdige Dame weiter, „denn er war immer ein Freund einer etwas abenteuerlichen Lebensweise und nur mir zuliebe entschloß er sich, seinen Beruf zur See aufzugeben. Mit der Zeit wird es ihm wohl auch zu Lande glücken. Wohl hat er bis jetzt schwer zu kämpfen gehabt, aber die Dinge bessern sich mit jedem Tage und ich kann mein neues Heim nunmehr ohne Sorgen genießen. Es wäre zu schrecklich, müßte ich wieder in gemieteten Wohnungen leben. Aber hoffentlich bleibt mir das erspart.“

(Fortsetzung folgt.)

schweren Niederlagen, die Jungen aber treten in ein Heer ein, das ohne Vertrauen, ohne Zuversicht kämpft. Darum können wir dieser neuen russischen Offensive in aller Ruhe entgegensehen. Dient sie doch offenbar nur dazu, unsere Aufmerksamkeit von den Dingen abzulenken, die sich in Südpolen und Galizien vorbereiten.

Französische Meldungen.

Paris, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Amtlich wird bekannt gegeben: Seit Sonntag nachmittag ist im Gebiet von Arras der Kampf in vollem Gange, ohne daß bisher eine Entscheidung erreicht wurde. Zwischen dem Oberlauf von Ancre und Somme, zwischen Somme und Oise, war der Kampf weniger heftig. Im Gebiet von Soissons rückten wir vor und nahmen dort feindliche Schützengräben ein. Fast auf der ganzen Front dauert der bereits erwähnte Kampfesille an. In Woivre machten wir einige Fortschritte zwischen Apremont und der Maas und längs Rupt de Mad.

Paris, 5. Oktober. (Nichtamtlich.) Eine anscheinend offiziöse Meldung des „Figaro“ besagt, man dürfe das Ergebnis der Schlacht erst in vier bis fünf Tagen erwarten. Wenn auch die Deutschen an verschiedenen Stellen erschöpft scheinen, so müsse man doch bedenken, daß die französischen Führer die Truppen schonen wollten.

Paris, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Das „Echo de Paris“, welches bereits die unhygienische Art der französischen Verwundetentransporte rügte, nimmt schärfstens dagegen Stellung, daß alle nur notdürftig geheilten Verwundeten zur völligen Wiederherstellung nach der Heimat geschickt werden müßten, damit in den Spitälern für die neu eintreffenden Verwundeten Platz geschaffen werde. Das „Echo“ erklärt, die Regierung müsse diesem unhaltbaren Zustand, welcher eine schwere Sorge für das Land sei, schnellstens abhelfen.

Allerlei Meldungen.

Aus dem Tagebuch eines französischen Arztes.

Berlin, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Aus dem in deutsche Hände gefallenen Tagebuch eines französischen Truppenarztes der vierten Kompanie des 6. Pionier-Regiments sind uns nachstehende Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt worden.

Ueber den Rückzug der Franzosen bei Pailfeul heißt es: Es gibt keine Ordnung und Disziplin mehr. Die Generalstabsoffiziere sind vollständig totpflos. Die Verwundeten sind sämtlich, und das ist das Empörendste, von zwei oder drei Kameraden geleitet, die nichts mehr und weniger sind als Drückeberger. Es sind Soldaten aus dem Süden; sie sind umgekehrt, fast ohne zu kämpfen, und sind glücklich, einen Verwundeten zurückbringen zu können, um einen Vorwand für ihr Ausweichen zu haben. Nichtsdestoweniger bleiben sie Großmäuler und rühmen sich ihrer schönen Ausführung.

Ueber die Auflösung jeglicher Manneszucht berichtet folgende Stelle: Das Schauspiel in Attigny war widerwärtig. Es herrscht die Verrücktheit und außerdem, was das Beschämendste ist, die Blünderung. Soldaten erbrechen die Türen, trinken allen Wein und allen Alkohol, den sie finden und plündern sogar die Juwelierläden. Das sind keine Menschen mehr, das sind wildgewordene Tiere. Ein Infanterist vom 17. Korps, das überall feige floh, ohne zu kämpfen, brüstete sich damit, daß er einen verwundeten Deutschen durch Fußtritte getötet habe.

Ueber die Truppen aus dem Süden schreibt der Arzt: Die Truppen des Südens sind hasenswerth, und welche Kopflosgkeit. In einem Augenblick behauptet einer, drei Mannen gesehen zu haben; sofort ergreift das ganze Bivak die Flucht, und dabei steht hier fast ein ganzes Armeekorps. Wirklich, wer nicht solche Tage miterlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, bis zu welchem Punkte sich Menschen erniedrigen können.

Die Meinung, Verräter für die französischen Niederlagen verantwortlich zu machen, spricht aus folgenden Zeilen: Während der Nacht hören wir auf allen Seiten Verrätersignale der Espione, die uns umgeben und alle unsere Bewegungen signalisieren. Der Leutnant Cossion mit einer Patrouille entdeckte einen Deutschen in einem Hause; der Spion trug französische Uniform. Im übrigen sagt man — und selbst seine eigenen Stabsoffiziere — daß Eydoux verrät oder an Deutschland verkauft sein müsse, um uns so zu führen, wie er es tut.

Eiserne Ehrungen.

Weimar, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Im Auftrage der Großherzogin teilt das großherzogliche Hofmarschallamt der „Weimarer Zeitung“ mit, daß anlässlich der Kämpfe auf dem östlichen Kriegsschauplatz der Kaiser dem Großherzog das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen hat.

Weimar, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Die Großherzogin erhielt aus Brüssel die erfreuliche Mitteilung, daß ihr Bruder Prinz Georg von Sachsen-Meiningen durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet wurde.

WTB. Schwerin, 5. Oktober. (Nichtamtlich.) Dem Herzog Paul Friedrich ist das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse verliehen worden.

Die deutsche Artillerie.

Yvon, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) „Progres“ veröffentlicht einen Brief eines französischen Artillerieoffiziers, in welchem dieser erklärt, daß die Franzosen der deutschen schweren Artillerie gegenüber wehrlos seien, da sie keine Geschütze von solcher Tragweite besäßen. Die deutschen Flugzeuge leisteten zur Bestimmung der gegnerischen Stellungen die größten Dienste. Wenn ein deutscher Flieger die französische Artilleriestellung ermittelt habe, bleibe der Artillerie nur ein schneller Stellungswechsel übrig, da sie sonst kurz darauf von einem dichten Geschöhhagel überschüttet werde. Die Deutschen seien auch Meister in der Verwendung der Maschinengewehre. Angreifende Infanterie werde durch Reihenfeuer zumeist buchstäblich niedergemacht.

An die Kulturwelt.

WTB. Berlin, 5. Oktober. (Nichtamtlich.) Der von mehr als neunzig hervorragenden Vertretern deutscher Wissenschaft und Kunst unterzeichnete Aufruf an die Kul-

turwelt ist, wie wir hören, in alle Kultursprachen überföhrt und in vielen tausenden von Abdrucken in allen neutralen Ländern verbreitet worden.

Liebesgaben für unsere Marine.

Berlin, 5. Oktober. (Nichtamtlich.) Zur Entgegennahme und Verteilung von Liebesgaben für die Kaiserliche Marine ist in Kiel, Wilhelmshaven und Cuxhaven je eine Abnahmestelle für freiwillige Liebesgaben eingerichtet worden. Es wird gebeten, die der Kaiserlichen Marine zugedachten Liebesgaben an eine dieser Abnahmestellen, und zwar unmittelbar zu senden. Mit der Bezeichnung „Freiwillige Gaben“ an die Abnahmestelle gerichtete Frachtkübel werden auf allen Bahnen frachtfrei befördert. Auf den Frachtbrieffen ist der Inhalt der Absender und die Empfangsstelle genau anzugeben. Mit den gleichen Angaben ist jedes Frachtkübel auf mindestens zwei Seiten zu versehen.

Der Großherzog von Baden beim 14. Armeekorps.

Karlsruhe, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Wie der Hofbericht der „Karlsruher Zeitung“ meldet, begab sich der Großherzog am 30. September nach Metz, um von dort aus den Truppen des 14. Armeekorps einen Besuch abzustatten, der am 1. Oktober südwestlich Metz auf französischem Boden und am 2. Oktober bei Metz stattfand. Am 3. Oktober fuhr der Großherzog für einige Stunden nach Luxemburg zum Besuche der Großherzogin und der Großherzogin Maria Anna von Luxemburg. Die Rückkehr nach Karlsruhe fand am Samstagabend statt.

Heldenhafte Vorgehen des Herzogs von Oldenburg.

WTB. Hannover, 5. Oktober. (Nichtamtlich.) Wie der Großherzog von Oldenburg das Eiserne Kreuz erwarb, das erzählt nach dem „Hann. Kur.“ ein Verwundeter etwa folgendermaßen: Stundenlang hatten wir Oldenburger sehr heftiges Artilleriefeuer eines überlegenen Feindes ausgehalten. Immer näher rückten die Franzosen und ein Hagel von Geschossen lichtete unsere Reihen immer mehr. Einzelne Gruppen der Unseren begannen zu weichen und rissen andere mit sich fort. Da kam von hinten her unser Großherzog im Auto; er stieg aus, entriß einem Verwundeten das Gewehr und stürzte mit dem Kufe: „Donnerwetter, Kerls, wollt Ihr wohl vorwärts!“ uns allen in dem heftigsten Kugelregen voran. Im Sprunge folgten wir und gelangten in eine Mulde, die uns vorzüglich Deckung bot. Von hier aus wurde der Angriff des Feindes kräftig abgeköpft. Der Großherzog blieb während des Kampfes in der Schützengrube und feuerte selbst kräftig mit.

Großer Offiziersverlust.

Yvon, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) „Progres“ schreibt: Infolge ungeheurer Verluste an Offizieren mußte die französische Heeresleitung die Offiziere anweisen, mehr als bisher Deckung zu nehmen und waghalsige Angriffe nur im Notfalle zu unternehmen.

Mäkelhaftes Verschwinden eines italienischen Unterseebootes.

Rom, 5. Oktober. (W. B.) (Nichtamtlich.) Die „Agenzia Stefani“ veröffentlicht folgendes: Das Haus Fiat-San Giorgio de Ruggiano in Spezia teilte gestern abend 5 Uhr dem Chefkommandanten von Spezia mit, daß ein Unterseeboot, das auf der Werft dieses Hauses vollendet werden sollte, plötzlich mit unbekannter Bestimmung abgefahren sei, indem es die Ausfahrt aus der Werft, die zu Versuchen seiner funktentelegraphischen Anlage bestimmt war, dazu benutzte. Das in Betracht kommende Unterseeboot soll nach Versicherungen des Hauses vollständig unbewaffnet sein und unter dem Kommando eines Angestellten des Hauses mit einer aus fünfzehn Personen, Ingenieuren und Arbeitern des Hauses Fiat stehenden Besatzung stehen. Das Unterseeboot wurde für Rechnung einer fremden Macht gebaut, die infolge des Ausbruchs des Krieges, da sie die von Italien erklärte Neutralität achtete, das Unterseeboot nicht abnehmen konnte. Die Direktoren, in deren Händen der Bau des Bootes lag, gaben dem Marineminister formelle Versicherungen, daß sie ohne vorherige ministerielle Erlaubnis der Abfahrt des Unterseebootes nicht ihre Zustimmung gegeben hätten. Der Minister gab, sobald er benachrichtigt war, sofort Anweisungen, nach dem Unterseeboot zu suchen. Außerdem beauftragte der Marineminister den Generalsekretär Vizeadmiral Ricastro, sich nach Spezia zu begeben und eine strenge Untersuchung einzuleiten. Gegen die Schuldigen werden strenge Strafen verhängt werden, abgesehen von den Strafen, die gemäß dem geltenden Strafgesetze gegen sie verhängt werden können.

Der Kampf um Kiautschou.

London, 4. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Aus Peking wird gemeldet: Die englischen Streitkräfte unter General Barnardiston setzen mit großer Energie den Angriff auf Kiautschou fort. Die deutschen Truppen haben sich auf Tjingtau selbst zurückgezogen, dessen Forts Tag und Nacht tätig sind. Das Feuer ist besonders gegen die japanischen Stellungen gerichtet. Deutsche Aeroplane haben wiederholt versucht, die japanischen Kriegsschiffe durch Bomben zu zerstören. Die Engländer und Japaner treffen Vorbereitungen zu einem entscheidenden Vorstoß gegen Tjingtau.

Aus Südafrika.

London, 5. Oktober. (Cir. Afr.) Die „Daily News“ berichtet aus Südafrika: Colonel Grant telegraphiert, daß die Engländer bei ihrem Vorrück auf der Grenze des Randfontein- und des Warmbad-Distriktes 16 Tote, 43 Verwundete, 8 Vermisste und 35 Gefangene verloren. Die Gefangenen würden von den Deutschen gut behandelt. General Lukin telegraphiert, daß Colonel Grant keine Schuld an diesem Unglück treffe; seine Leute hätten tapfer gekämpft. Ein weiteres Telegramm sagt, daß die deutschen Gefangenen auf Ehrenwort entlassen worden seien, da man augenscheinlich Wasser und Nahrung sparen wolle.

Die südafrikanische Regierung teilt den Text eines angeblichen Aufrufes der Deutschen mit, der aber durch Pieter und Andries de Wet gezeichnet ist, worin die Buren aufgefordert werden, die englische Herrschaft zu stürzen. Es wird darin weiter deutsche Hilfe zur Errichtung eines Burenkorps sowie freie Lieferung von Artillerie und Gewehren und Munition angeboten.

Vorstellungen der chinesischen Regierung.

Tokio, 4. Oktober. (Meldung des Reuterschen Bureaus.)

Wie aus maßgebender Quelle verlautet, wird die japanische Regierung als Antwort auf die Vorstellung der chinesischen Regierung wegen der Besetzung der Schantungbahn durch die Truppen der Verbündeten erklären, daß die Linie von den Deutschen benutzt wurde, um die Befestigungswerte von Tjingtau gegen die englisch-japanischen Truppen zu verstärken. Ferner müsse die Besetzung als eine unbedingte militärische Notwendigkeit betrachtet werden, die den Rechten Chinas nach Beendigung des Krieges in keiner Weise schaden werde.

Eine Erdbebenkatastrophe.

Konstantinopel, 5. Oktober. (W. B. Nichtamtlich.) Nach amtlichen Telegrammen ist gestern gegen Mitternacht in Bunder und Sparta (Wilajet Konia, Kleinasien) ein sehr heftiges Erdbeben aufgetreten. Weitere leichte Erdstöße erfolgten auch im Laufe des Sonntags. Besonders stark war das Beben in Bunder und Umgebung. Die genaue Zahl der Opfer ist unbekannt, doch glaubt man, daß etwa 2500 Menschen getötet worden sind. Die Regierung und der Rote Halbmond haben ein Hilfswort eingeleitet.

Lokale Nachrichten.

Bad Homburg v. d. Höhe, den 6. Oktober 1914.

Zurück vom Kriegsschauplatz.

Hinter uns liegen Tage, die uns wohl nie in Vergessenheit kommen und die uns immer frisch vor Augen stehen werden. Wir fuhren mit Gaben der Liebe am Freitag morgen, den 2. Oktober, um 7 Uhr hier weg und erreichten bereits abends um 5 Uhr Luxemburg. Hier trafen wir einen zurückgekehrten verwundeten Offizier, der auf der Reise nach Berlin sich befand und der uns bereitwillig eine vorzügliche Karte zur Orientierung leihweise überließ und die uns von außerordentlicher Nützlichkeit für unsere Fahrt durch Belgien und Frankreich diente. In Luxemburg, Land und Stadt, sieht alles wie gewöhnlich aus und ist das Volk ruhig und zuvorkommend; obgleich man auch hier das Empfinden hat, daß das Volk doch sehr französisch freundlich gestimmt ist. Post- und Bahnverkehr sind in deutschen Händen. Bei der Etappe in Luxemburg erhielten wir ausführlichen Bescheid über die Reise, die vor uns lag und die wir am Samstagmorgen um 7 Uhr antraten. Das Wetter war kalt, aber sonst freundlich, und auch die Sonne verhüllte uns nicht ihr Angesicht.

Nachdem wir in kürzester Zeit die belgische Grenze erreicht hatten, sahen wir bald all die wirkliche Furchtbarkeit des Krieges. Einige größere Dörfer, die wir passierten, z. B. Mulsion, war zur Hälfte eingekesselt und fast nirgends waren die Einwohner zu sehen außer einigen häßlichen alten Frauen und einigen Männern, die uns sehr mürrisch anstarrten. Dahingegen waren überall unsere braven Soldaten zu erblicken, die ihrer ruhigen und bestimmten Tätigkeit nachgingen. Das nächste Dorf, das wir passierten, war gänzlich eingekesselt und nur die ausgebrannten Häuser starteten uns entgegen und einige beschwärmte Fenster, in denen sich natürlich keine Scheiben mehr befanden, grinsten uns grauenvoll wie Totenschädel an. Auch hier war das Menschenleben wie ausgestorben.

Nachdem wir Belgien verlassen und die französische Grenze überschritten hatten, wiederholte sich dies Bild, doch nicht in so schrecklicher Gestalt, da nur hin und wieder vereinzelt Dörfer gelitten haben. Und auch hier nur mit einigen Ausnahmen vereinzelt Häuser, die man zur Strafe niederbrannte, weil deren Einwohner sich gegen unsere Truppen vergangen hatten. Auf dem Wege nach Montmedy waren die Straßen links und rechts mit zerbrochenen Rädern und Wagenbestandteilen bestreut, und die ausgeworfenen Hügel links und rechts kündigten uns stumm an, was ihr Inhalt sei. Wie viele mögen doch in der fremden Erde fern von ihren Lieben eingebettet worden sein in die kühle Erde. Auch Tierleichen — sowohl Pferde wie Kühe — waren zu sehen, und die abgeschossenen Bäume zeigten uns den Weg, wo hinaus unsere Geschütze geschossen hatten. Es wäre ein Irrtum, einen deutschen Wald mit einem französischen vergleichen zu wollen, denn hier sieht man überall nur dichtes Unterholz, das ganz vorzüglich in einem natürlichen Versteck für den Feind dienen konnte und von dem derselbe auch reichlich Gebrauch gemacht hatte und manchem braven deutschen Soldaten das Leben gekostet hat. Je näher wir nach Montmedy kamen, desto reger wurde es auf den Straßen. Durch den vielen Verkehr mit schweren Wagen und Geschützen waren die Landstraßen grau, die Bäume grau und unsere Leute trugen dieselbe Farbe, so daß schließlich alles grau in grau sich zeigte. So jedenfalls hatte eine bessere Bekleidung für diesen Krieg nicht erfinden werden können, und ohne Zweifel verdanken wir dieser Wahl manches Menschenleben. Wie anders ist es mit den roten Hosen und den blauen Jacken gewesen, die weithin sichtbar leuchten und manchem Franzosen sein Leben gekostet haben mögen. In Montmedy wurden wir sehr freundlich von Herrn Baron von Gemmingen, Vorstand des Roten Kreuzes, empfangen, und drückte derselbe den Wunsch aus, daß man ihm doch einige Konserven für die Lazarettbesitzer möge, wofür er besonders dankbar wäre. Fleisch ist hier wie überall frisch zu bekommen, ebenso bieten die Felder noch besonders an Gemüse und Kartoffeln Vorrat.

Was übrigens unsere Truppen in bezug auf Eisenbahnen leisten haben, ist erstaunlich. Da die französische Armee den bei Montmedy befindlichen Tunnel gesprengt hatte, so mußte ein neuer Schienenstrang um den Berg herum gelegt werden. Zu diesem Zweck wurden innerhalb der Stadt, in den Straßen, selbst Geleise gelegt, und so, wo die Häuser im Wege waren, niedergerissen, und in kürzester Zeit haben unsere braven Truppen die Schienen bereits so weit gelegt, daß dieselben befahren werden können. Auch hier wie in den übrigen Dörfern und Städten, die wir passierten, waren fast sämtliche Einwohner geflohen, und überall mußten sich unsere Truppen erst die Türen öffnen, um Unterkunft zu finden. Stenay war unser nächstes Ziel, da wir für das Seuchenlazarett Nr. 2 bei Stenay Vorräte abzuliefern hatten. In einem alten Schloß, das circa 70 Zimmer enthält, ist ein Seuchenlazarett errichtet worden. Außerdem sind aber noch vier oder fünf andere öffentliche Gebäude und Häuser für diesen Zweck schnell her-

gestellt worden und befinden sich bereits über 200 zum Teil Schwertrante hier. Herr Professor Klineberger führt hier die Oberaufsicht und freut sich uns, zu hören, daß seine nächsten Verwandten in Homburg wohnen. Die Freude war groß, besonders über die Streichhölzer, an denen es sehr mangelt und die augenblicklich fast mehr Wert haben wie Silber oder Gold. Auch über die Petroleumöfen war große Freude, nur meinte Herr Professor Klineberger, daß wir auch gleich das Petroleum hätten mitbringen sollen, da hier ebenso großer Mangel daran sei wie an Öfen.

Nachdem wir in freundlichster Weise bewirtet worden waren, setzten wir unsere Reise zur Front weiter und erreichten mittags vier Uhr Bouzier. Wie man uns mitteilte, sollten von hier aus die Autos nicht weiter zur Front vordringen; allein wir entschlossen uns, wenigstens einigermaßen den Versuch zu machen, um direkt mit den Truppen in Verbindung zu treten; selbstverständlich auf eigenes Risiko. In Bouzier selbst sieht es aus wie überall in den von den Franzosen verlassenen Dörfern und Städten, und da bereits auch hier wie in den anderen Plätzen die Franzosen zuerst gehaust hatten, so haben sie uns als Erschast einen verärgerten Schmutz hinterlassen, der aller Beschreibung spottet. Fußhoch liegt der Dreck, das Wort Schmutz ist eigentlich ein zu gutes Wort für einen derartigen Zustand. Was unsere Truppen auch in dieser Beziehung geleistet, ist einfach bewundernswürdig, denn in allen Häusern, wo unsere Truppen untergebracht sind, haben wir wenigstens wieder etwas Ordnung geschaffen, um die Häuser einigermaßen bewohnbar zu machen. Die französischen Truppen haben nicht nur die Häuser, sondern auch die Keller geleert, und Wein und sonstige Vorräte haben sie uns nicht in dem Maße hinterlassen, wie man angenommen hatte. Man ist unwillkürlich bei diesem Zustand an unser liebes deutsches Lied erinnert worden: „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“, und unsere Truppen werden ohne Zweifel oftmals lehnfüchtig ihren Blick zurückschweifen lassen in die Heimat Deutschlands, die Perle aller Länder.

Unterkunft für die Nacht war nicht zu finden und so hatten wir uns entschlossen, eventuell in dem Wagen die Nacht zu verbringen. Im letzten Augenblick gelang es uns durch die Freundlichkeit der Militärärzte, ein Zimmer zu bekommen, worin sich einige Stühle und zwei alte Sofas befanden und da der Raum auch angenehm durchheißt war, auch durch die Tüchtigkeit unserer Truppen die elektrische Leitung wieder hergestellt wurde, so hatten wir ebenfalls Licht zur Verfügung. Obgleich wir keine Kissen hatten, verbrachten wir doch die Nacht auch so, und nachdem wir morgens eine Tasse Tee getrunken, machten wir uns auf den Weg nach C., wo unsere Truppen als äußersten Posten vorgeschoben liegen. Auf dem Wege bemerkten wir endlose Kolonnen von Munitions- und Speisewagen, Feldküchen usw., usw. Dazwischen wieder Truppenteile verschiedener Art, so daß die ganze Straße ein belebtes Bild bot. Die circa 30-Kilometer-Strecke ließen wir in kürzester Zeit hinter uns und hatten endlich die Gelegenheit, bei der Einfahrt in das Dorf Homburger Leute zu sehen und begrüßen zu dürfen. Natürlich gab's ein Fragen nach Eltern und Geschwistern, Freunden und Bekannten in der Heimat, und nachdem wir die Mannschaften begrüßt, hatten wir auch Gelegenheit, mit einigen Offizieren zu sprechen, darunter Herrn Leutnant Behring, Herrn von Holucha, Herrn Dr. Bachem und andere. Leider war Herr Major Schend nicht zu erreichen, da er in den Schützengräben war. Es war ein Sonntagmorgen, und während direkt in der Front der Geschützdonner grollte, hörte man in der kleinen nächsten Dorfkirche das alte Lied „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen; er hilft uns frei aus aller Not, die uns jetzt hat betroffen.“ Da die Kirche nicht groß genug war, die vielen Mannschaften auf einmal aufzunehmen, so wurden dieselben abteilungsweise hineingeführt.

Trotzdem unsere Leute guten Mutes sind und die Zuversicht haben, daß die Sache bald günstig für uns verlaufen wird, haben dieselben doch der kolossalen Anstrengung wegen ein verändertes Aussehen angenommen, und mancher von uns in der Heimat würde sich wundern, die eignen Angehörigen jetzt zu sehen. Fast durchweg tragen alle Bärte, da das Rasieren dort ein großer Luxus ist, und auch die Seife wird nicht allzu reichlich vorhanden sein. Im Interesse unserer Leute möchten wir den Wunsch aussprechen, daß man folgende Gegenstände ganz besonders beim Einkauf berücksichtigen möchte und die fast Goldwert besitzen: Lichter, Streichhölzer, Taschentücher, Cereklattwürste, Leibbinden, wollene Bekleidung und Hemden. Aber auch Arzneimittel sind erwünscht und dringend nötig und auch Dr. Bachem mit, daß folgende Mittel möglichst sofort zum Versand gelangen möchten:

Azara-Tabletten, Bolus-Alba, mindestens zehn Kilogramm pro Bataillon Bronchialtee, rheumatische Mittel zum Einreiben, Apfel- und Erdbeerenblätterttee usw. Alles dies sind leicht transportable Sachen und sollten nicht übersehen werden. Da auch besonders durch den Genuß unreifer Früchte und Rüben ruhrartige Erscheinungen auftreten, so sollte ein gewisser Teil Kognak als Arzneimittel nicht verfehlen werden.

Als Abendessen fanden um 7 Uhr die Deutschen den Franzosen Geschützgrüße, und um 9 Uhr bedanken sich die Franzosen in gleicher Weise den Deutschen dafür. Unsere Truppen haben sich in dieser Gegend Bäume wie Fische in die Erde gegraben, und dürfte es wohl eine Unmöglichkeit für die Franzosen sein, eine derartige Stellung zu nehmen. Direkt gegenüber liegt der Argonnenwald, der zum Teil durch die krongrüne Armee von Franzosen gesäubert worden ist, der aber wegen seiner Undurchdringlichkeit und seinen Schlupfwinkeln vollbreit erlumpft werden muß. Da wir noch abends in Luxemburg sein wollten, so mußten wir den Freunden Lebewohl sagen, die uns ihrerseits Grüße für die Heimat mitgaben. Für einige unter ihnen hatten wir wohl kleine Liebespäckchen, leider aber waren dieselben bereits unter der kühlen Erde eingebettet, und hinterließen wir trotzdem die Liebesgaben zum Wohl für andere und hoffen hiermit im Sinne der Spender gehandelt zu haben. Mit einem „Auf Wiedersehen“ verabschiedeten wir uns, und hoffen wir, am nächsten Freitag eine zweite Fahrt zu unternehmen, und zwar mit vermehrten Kraftmitteln, da sich inzwischen auch noch andere Freunde für die Sache bereit erklärt haben.

Unsere Rückreise ging glatt vonstatten und erreichten wir abends Trier um 7 Uhr mit einem verwundeten Offizier, den wir als Frachtgut aufgeladen hatten und der für seine Tapferkeit ein Eisernes Kreuz erhielt, weil er ungefähr 20 Gefechte und Schlachten mitgemacht hatte und bei einer besonderen Gelegenheit mit zehn Mann circa hundert französische Soldaten und ein Maschinengewehr gefangen nahm. Auf der Rückreise von Trier nach dem Rhein erinnerten wir uns bei dem herrlichen Anblick bei Bingen an das Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie wie gierige Raben auch heiser danach schreien.“ Möge Gott unser Land und unser Volk behüten vor den Trümmern und Rauchstätten und den Greueln, die wie in Belgien und Frankreich geschaut und vor unseren Feinden, den Franzosen und Russen, und besonders von den Judas Männern Englands, die ihren Lohn noch besonders empfangen werden.

Wir schließen diesen kleinen Bericht im Interesse unserer draußen stehenden braven und waderen Kämpfer und mit der besonderen Bitte, ihrer in aufopfernder Liebe zu gedenken, wie sie es auch für uns tun, und empfehlen, von dem Guten nur das Beste zu schiden und nicht in lärglicher Weise da zu sparen, wo die Not an den Mann geht. Wenn wir sechs Wochen die Franzosen oder Russen im Lande gehabt hätten, so hätten wir wohl überhaupt heute nichts mehr zu geben.

Leonhardt und Kleemann.

* **Von der Feldpost.** Die Klagen über die Beförderung von Sendungen an die Feldtruppen wollen, trotz aller Remedur, die in Aussicht gestellt wurde, nicht verstummen. Wie uns glaubhaft versichert wird, gelangen besonders Pakete gar nicht oder teilweise ihres Inhaltes beraubt in die Hände der Empfänger. Daß hier nicht energigisch Wandel geschafft werden kann, ist schwer verständlich und höchst bedauerlich.

Aus der Verlustliste.

Infanterie-Regiment Nr. 116, Gießen.

(Gefechte vom 10. bis 21., bei Anloß am 22. u. a. am 27. und 28. August.)

Musketier August Gottschalk-Ebstein (Obertaunus) tot — Musketier August Fuh-Ober-Erlenbach tot.

Berichtigung früherer Verlustlisten:

Musketier Franz Kettner-Oberursel, bisher vermisst, ist verwundet — Musketier Heinrich Werner-Griesheim (Kreis Höchst) nicht tot, sondern verwundet.

Zur Kriegsfürsorge.

Geistliche Musikaufführung in der Erlöser-Kirche zu Bad Pomburg v. d. S. am Sonntag, den 11. Oktober, nachmittags 5½ Uhr.

Mitwirkende: Fräulein Clara Schaeffer (Mezzosopran) — Herr Maximilian Troitzsch (Bariton) — Frau Rosa Pfeiffer (Harfe) — Herr Konzertmeister W. Meyer (Violine) — Herr F. Schildhauer (Orgel).

Vortragsfolge:

1. Passacaglia für Orgel Pachelbel
2. Baritonarie „Gott sei mir gnädig“ Mendelssohn
3. Andante aus dem Violinkonzert Beethoven
4. a) „Tränen des Herzens“ Golttermann
b) „Sei still“ Raff
- (Mezzosopran mit Violine und Orgel)
5. Magio aus der Ersten Orgelsonate Mendelssohn
6. Tristis est anima mea“ (Aus „Christus“) Liszt
(Für Bariton und Orgel)
7. Harfen-Arie aus „Esther“ Händel
(Für Violine, Harfe und Orgel)
8. a) „Frieden“ Janßen
b) „Mache mich selig, o Jesu“ Becker
- (Mezzosopran mit Harfe und Orgel.)

Karten zu 2 M. 1 M. und 0,50 M. bei Herrn Artur Berthold, Luisen-Straße, Herrn Küster Schneller und am Eingang zur Kirche. — Verwundete haben unentgeltlichen Zutritt. Der Reinertrag dient zur Kriegsfürsorge.

— **Vom Frankfurter Hauptbahnhof.** Trotz des Krieges schreiten die Arbeiten beim Umbau des Frankfurter Hauptbahnhofes schnell vorwärts. Die beiden neuen Seitenflügel sind unter Dach, gegenwärtig wird an der inneren Ausstattung der zahlreichen Räume gearbeitet. Der für die Fertigstellung und Beziehbareit vorgesehene Termin am 1. Januar 1915 wird jedenfalls eingehalten werden können — als sicher gilt die Verlegung der Telegraphenbureaus in den südlichen Flügel an diesem Tage. Sobald die Ueberfiedlung aller Dienststellen etc. in die neuen Bauten erfolgt ist, findet sofort der Abbruch der alten Gebäude statt und daran anschließend die Verlängerung der jetzt vor der Halle endenden Gleise bis zum Querbahnsteig. Mit der Aufstellung der beiden neuen seitlichen Haupthallen ist bereits begonnen worden. Auf der Nordseite ist ein mächtiges Gerüst entstanden, dessen Aufstellung allein 30 000 M. kostet. Von diesem aus werden die einzelnen Bogen der Halle angebracht. Auch die Geleisearbeiten im Außenbahnhof ruhen keineswegs, sie schreiten dem Bauprogramm gemäß vorwärts. Man kann annehmen, daß Hochbau- und Oberbauarbeiten gleichzeitig beendet sein werden. Es bleibt dann noch die Höherlegung der alten Bahnsteige übrig, mit der ebenfalls in absehbarer Zeit angefangen werden wird.

Letzte Nachrichten.

Berlin, 6. Okt. Von den Offizieren der deutschen Militärmission in Paraguay ist es nach dem „Berl. Lok. Anz.“ zwei Herren, dem Chef der Mission Hauptmann Freiherrn v. Schleinitz und Hauptmann Fürbringer gelungen, nach Deutschland zurückzukehren, wo sie bereits ins Feld eingerückt sind. Das Schicksal der übrigen Herren der Mission, die von Paraguay einen anderen Weg in die Heimat gewählt haben, ist noch unbekannt.

Berlin, 6. Okt. (Nichtamtlich.) Die „B. Z.“ am Montag meldet: Von unserem besonderen Berichterstatter in

Rotterdam wird uns mitgeteilt: Beim ersten Sturmangriff auf die Infanteriewerke von Tsingtau wurden die vereinigten Japaner und Engländer mit einem Verlust von 2500 Mann zurückgeschlagen. Die Wirkung der deutschen Minen, Geschützen und Maschinengewehren waren vernichtend. Der rechte Flügel der Verbündeten wurde von dem österreichisch-ungarischen Kreuzer Kaiserin Elisabeth und dem deutschen Kanonenboot Jaguar wirksam beschossen. Die deutschen Verluste seien gering. Die Japaner warten Verstärkungen aus Japan ab.

Berlin, 6. Okt. Der Siegeszug unserer schweren Geschütze gegen Antwerpen geht im Sturmschritt vorwärts. Mit der Niederklämpfung des Forts Kessel beherrschen wir neben dem Süden nunmehr auch den Südosten der Linie der äußeren Forts von Antwerpen. (Kokalan.)

Köln, 6. Oktober. Die „Köln. Zeitung“ gibt einen Drahtbericht von der holländischen Grenze wieder. Danach sei der König der Belgier bereits von Antwerpen abgereist und habe sich nach Ostende begeben, um dort auf einem Kreuzer nach England überzusetzen, angeblich mit der englischen Regierung zu beraten. Gleichzeitig wird aus dem Haag gemeldet, Churchill sei unerwartet aus dem Haag eingetroffen, um die Belgier zu äußerstem Widerstand gegen die Deutschen anzufeuern.

Berlin, 6. Okt. Laut einer der Boss. Zeitung aus alpinen Kreisen zugehenden Mitteilung wollte der König der Belgier Ende Juni in dem Saas-Fee-Gebiet und ließ sich auf seiner Tour von dem Führer Benedikt Supersaxo begleiten. Als der König die Kunde von der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares erhielt, äußerte er die Worte: „In vier Wochen haben wir einen Weltkrieg!“

Berlin, 6. Okt. Die Meldung von der Ankunft der gelben Teufel in Dünaburg verspricht die „Germania“ folgendermaßen: In den masurenischen Seen ist noch viel Plag. — Die Deutsche Tageszeitung meint: Vom rein technischen Standpunkt wäre eine solche japanische Truppenföndung nicht unmöglich. Als sehr unwahrscheinlich muß sie aber vom politischen Standpunkte betrachtet werden.

Kopenhagen, 6. Oktober. (Nichtamtlich.) „Politiken“ meldet aus London: Der Gouverneur von Paris hat Joffre vorgeschlagen, alle Städte in der Umgebung von Paris zu besetzen, die bei dem Vorrücken der Deutschen gefallen sind. Die Befestigung soll so stark wie möglich gemacht werden, so daß die deutschen Truppen bei einem neuerlichen Vorstoß auf weit stärkere Hindernisse und einen stärkeren Widerstand stoßen, als bei dem Vorrücken auf Paris im August und September. Mit Bewilligung Joffres werden folgende Städte besetzt: Senlis, Gisors, Saint, Reims, Montmorency, Beauvais, Chantilly, Melun, Mantes. Die Garnison dieser Städte wird aus den Rekruten des Jahrganges 1914, sowie aus Divisionen einer Armee bestehen, die unter Pains Leitung in Südfrankreich gesammelt wird. In Grouset wird Tag und Nacht an der Herstellung schwerer Artillerie gearbeitet, die Mitte Oktober an der Front geführt werden soll. (Notiz des Volksbureau. Aus dieser Meldung geht deutlich hervor, daß die Franzosen mit einem erfolgreichen Vorgehen der Deutschen rechnen.)

Wien, 6. Okt. (Nichtamtlich.) Das Korps-Büro erfährt amtlich: Als am 6. Septbr. starke Kräfte der aus dem Belgrader Kreis stammenden Donau-Division bei Ruinovo über die nur von schwachen Landsturmabteilungen gesicherten Sade-grenze einbrachen, gerieten zwei Bzüge der Landsturmhusaren-Division in stark bewaldetes sumpfiges Terrain, als sie im Feuergefecht zu Fuß der feindlichen Umgebung entgegen-treten wollten, in äußerst schwierige Lage. Der Komman-deur der Halbestadion Leutnant Skis und viele Husaren sind gefallen. Der Rest ist von allen Seiten umzingelt, gefangen genommen, entwaffnet und nach Ruinovo getrieben worden. Dort verhörte sie ein serbischer Major, notierte ihre Namen und ließ dann je zwei Mann zusammenbinden und vor den Ort führen, wo die eskordierenden Infanteristen auf zehn Schritte zurücktraten und solange auf sie schossen, bis keiner mehr aufrecht stand. Der Erzähler dieses un-glaublichen und unerhörten Verbrechens erhielt zwei Schüsse, stellte sich tot und sah nun wie die serbischen Sol-daten die Leichen plünderten. Dieser einzig überlebende Zeuge des von serbischen Linientruppen verübten Verbrechens, der Landsturmhusar Gazar floh nach Einbruch der Dunkel-heit in die Wäldungen, wo er nach Vertreibung der serbischen Truppen erschöpft, hungrig und halbtot von einer österreich-ischen Patrouille aufgefunden wurde.

Wien, 6. Oktober. (Nichtamtlich.) Amtlich wird ver-lautbar vom 5. Oktober: Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schulter an Schulter kämpfend, werfen die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen den Feind vor Opatow und Klimatow gegen die Weichsel zurück. In den Karpaten wurden die Russen in dem Usczakerspaz vollständig geschlagen.

Zwangsversteigerung.

Mittwoch, den 7. Oktober 1914, nach-mittags 4 Uhr versteigere ich Promenade 89

1 Salonuhr, 8 Bilder

öffentlich meistbietend gegen gleichbare Zahlung.

Bad Pomburg v. d. S., den 6. Oktbr. 1914.

Engelbrecht,
Gerichtsvollzieher.

Zwangs-Versteigerung

Mittwoch, den 7. Oktober 1914, vormittags 10 Uhr versteigere ich hinter der goldnen Rose hier:

1 Sofa mit 4 Stühle, 1 Spiegel mit
Aufsatz, 1 Badewanne, 1 silbernen Korb,
1 Teeservis 4teilig

öffentlich meistbietend gegen gleichbare Zah-lung.

Bad Pomburg v. d. S., den 6. Oktober. 1914.

Engelbrecht,
Gerichtsvollzieher.

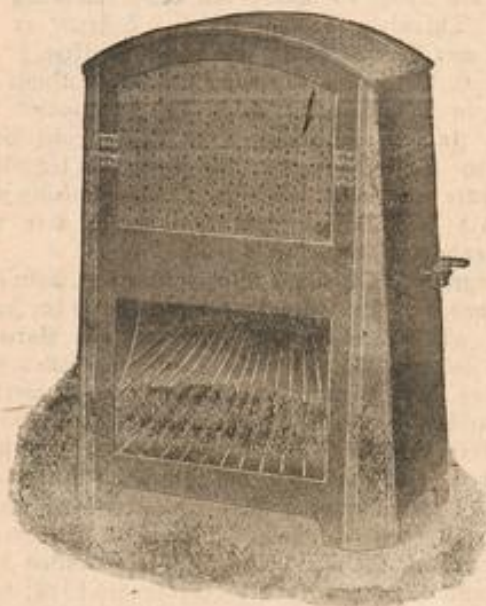
Kriegs-Proviant

Hygiama Tabletten, eine Chocolate von höchster Nährkraft in
Feldpostbrief-Packung von 35 Pfg. an.
Medicinal-Drogerie **Carl Kreh**,
gegenüber dem Kurhause.

Färberei, chemische Waschanstalt
gegründet 1867

J. Küchel

Homburg v. d. H., Louisenstr. 21. Telefon 331.
Schöne Ausführung Schnelle Bedienung
Mässige Preise.



Für die Uebergangszeit
ist der Gasheizofen von
größtem Vorteil, denn er
ist stets betriebsbereit und
erfordert keine Bedien-
ung.

Die Gasheizung ist nicht
nur sauber und angenehm
sondern bei richtiger Hand-
habung auch billig.

Ausstellung in Apparaten
Ludwigstraße 3.

Wohnungs-Anzeiger.

Zu vermieten

bis zum 1. Oktober eine abgeschlossene Par-
terrewohnung, sowie zwei kleinere Wohnungen.
Näheres Wallstraße 5.

Garten ca. 1200 qm. mit 17 Obst-
bäumen und Johannissträu-
chern für 2200 Mark sofort verkäuflich.
Näheres J. Fuld, Louisenstraße 26.

Wohnung

Hochparterre, 4 Zimmer, Mansarde etc. so-
fort, eine desgleichen im 1. Stock 3 Zimmer
Mansarde etc., elektr. Licht und Gas per
1. Oktober d. Js. zu vermieten.
Höhestraße 9.

Geschäftshaus in bester
Lage unt.
günstigen Bedingungen zu verkaufen. (An-
zahlung 12—15000 Mark.) Näheres
J. Fuld, Louisenstraße 26.

Erbteilungsshalber

Villa, mit 12 Räumen, Gas, Elektr. zu
äußerst billigem Preise sofort zu verkaufen.
Näh. J. Fuld, Senf, Louisenstr. 26.

Sehr schöne 5 Zimmer-Wohnung

mit allem Zubehör preiswert an ruhige Leute
zu vermieten.
Louisenstraße 43.

Mansardenwohnung

2 Zimmer mit Küche am Englischen Garten
zu vermieten.

Wegzugsshalber

Bauplatz für Doppelvilla, direkt am Kaiser
Wilhelms-Park preiswert unter günstiger Be-
dingung sofort zu verkaufen. Näheres
J. Fuld, Senf, Louisenstraße 26.

2. Stock,

3 Zimmer, Mansarde und Zubehör vom 1.
Oktober ab zu vermieten.
Elisabethenstraße 38.

Schöne große 3-Zimmer-Wohnung

mit Bad und sonstigem Zubehör zu vermieten.
Gg. Reinhard.

Fremndl. Wohnung

mit Zubehör im Hinterbau zu vermieten.
Höhestraße 13 1/2.

Eventuell das ganze zusammen.

Haus mit Garten

in der Friedrichstraße dahier zu verkaufen,
auch ganz oder geteilt zu vermieten. Nähere
Auskunft erteilt August Herget (Immobilien-
Agentur), Elisabethenstraße Nr. 43. (Tel.
772).

Landhaus, 8 Zimmer mit Zu-
behör, Nebengebäude
etc. großer ertragreicher Obstgarten (insge-
samt ca. 3000 qm.) in gesunder freier Lage,
2 Min. von der elektr. Haltestelle unter sehr
günstigen Bedingungen zu verkaufen evtl. zu
vermieten. Offerten an J. Fuld, Senf,
Louisenstraße 26.

Zu vermieten

5—6 Zimmerwohnungen (Zerdinandstr. 20)
mit allem Zubehör, Badezimmer etc. in bester
Lage, ruhiger Lage; Kurpark u. elektr.
Bahn in nächster Nähe. Zu erfragen
Louisenstraße 121.

Schöne 2-3 Zimmerwohnung sowie großes Zimmer

möbliert oder unmöbliert zu vermieten.

Kleine neue Villa

mit ca. 1300 qm. Garten in schöner, ruhiger
Lage. Umständehalber für den billigen Preis
von 30000 M. sofort zu verkaufen. Näh.
J. Fuld, Senf, Louisenstraße 26.

Villa, in schöner, ruhiger Lage, ent-
haltend 7 Zimmer, reichlichem
Zubehör mit allem Komfort der Neuzeit und
hübschem Garten, verhältnismäßig unter gün-
stigen Bedingungen zu verkaufen evtl. auch
sofort zu vermieten. Näheres bei J. Fuld,
Senf, Louisenstraße 26. Telefon 515.

Wohnung

billig zu vermieten.
Mauergasse 12.

4-Zimmer-Wohnung

mit allem Zubehör im 1. Stock, sofort zu
vermieten.
Louisenstraße 103.

Unfallanzeigen

für alle Betriebe gültig, zu haben in der
Kreisblatt-Druckerei.

Hautleiden

entstehen durch unreines Blut, können deshalb
auch nur durch innere Behandlung
gründlich und dauernd geheilt werden.

Jetzt bin ich in der Lage Ihnen meinen
herzlichen Dank für ihre wundervoll heilende
Medizin, die mich vollständig von dem
schauerhaften Hautleiden befreit hat, voll und
ganz zu zollen. Gustav Sicking, Misch
Bezirk Halle.)

Die patentamtlich geschützten

Hautpillen versendet die Apo-
theken-Druckerei Frankfurt a. M., Zeil 63.

— Versendet auch nach auswärts.
Postkarte genügt.

Wilhelm Dörsam

empfiehlt für modern. Haarfrisuren

**Böpfe, Locken, Haar-
unterlagen usw. usw.**

in größter Auswahl.

Von ausgefallenen Damenhaaren
werden Böpfe, Locken, Haarunter-
lagen, sowie alle anderen Haararbeiten
billig angefertigt.

Ausgefallene Damenhaare werden
angekauft.

22 Louisenstraße 22

Sparkasse für das Amt Homburg

in Bad Homburg v. d. Höhe.

Telephon Nr. 44

Kisseleffstraße Nr. 5

Geschäftsstunden an Wochentagen von 9—12 Uhr.

Einlagen Mark 5 240 000.—

Sicherheitsfonds Mark 725 000.—

— mündelsicher angelegt. —

Aus den Zinsen des Sicherheitsfonds sind seit Bestehen der
Kasse zu gemeinnützigen u. öffentlichen Zwecken M. 571 800 —
ausgezahlt worden.

Der Verwaltungsrat.

Haararbeiten

Auf Wunsch Verwendung eigener ausgekämmter Haare.

Karl Kesselschläger, Luisenstrasse 87.

— Ständige Aussellung neuer Frisuren. —

Locken, Unterlagen,
Scheitel, Zöpfe,
fertigt an und bessert aus:

Landgräfl. Hess. conc.

Landesbank

Homburg v. d. H.

Vorschüsse auf Wertpapiere :: Discontierung von Wechseln.

Eröffnung von Conto-Correnten und provisionsfreien Checkrechnungen

Annahme von Spareinlagen.

An- und Verkauf von Wertpapieren, Checks und Wechseln
auf ausländische Plätze.

Aufbewahrung und Verwaltung von Wertpapieren und Wertsachen.

Vermietung von Safes in unserer feuer- und ein-
bruchssicheren Stahlkammer.

Wöchentliche Unterhaltungsbeilage.

Gratisbeiblatt für unsere Abonnenten.

Die einsame Mühle.

Eine Geschichte aus dem wendischen Volksleben
von Eduard Ziehen.

W 3

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Bei ihrem plötzlichen Erscheinen zu einer so ungewöhnlichen Stunde, fuhren alle erschrocken empor, und als man sie erkannte, rief der älteste Sohn ihr entgegen:

„Jetzt wissen wir, weshalb dein Onkel immer so finster vor sich hinblüht! Vor zehn Jahren hat er jemanden erschlagen. Mein Vater, der dazu kam, als er den Ermordeten verscharrte, hat es uns in seiner letzten Stunde erzählt!“

Anna stieß einen Schrei aus und sank halb bewusstlos nieder. Als sie einigermaßen wieder zu sich gekommen war, fragte sie mit zitternder Stimme, wen er getötet und wo er es getan habe.

„Auf der Heide zwischen der Mühle und dem Försterhause ist das Grab des Ermordeten, eines fremden Bauern aus einem entfernten Dorfe, mit dem er Streit bekommen“, versetzte der älteste Sohn. „Man erkennt die Stelle an fünf weißen Steinen. Ein Wacholderbaum steht zur Rechten und ein anderer zur Linken.“

„Es ist nicht möglich!“ rief das Mädchen in wildem Schmerz. „Es ist nicht möglich! — mein Onkel ist kein Mörder — kann kein Mörder sein!“

„Frag ihn nur, wenn er heimkommt“, sagte der jüngste Bruder; „er wird's nicht leugnen können, das Grab auf der Heide magst du selber auffuchen, wenn du an unseren Worten zweifelst.“

Anna bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und schluchzte. Plötzlich aber sprang sie auf und rief entschlossen:

„Ja, ich zweifle an Euren Worten! Eh' ich nicht das Grab selber gesehen und von meinem Oheim selber gehört habe, daß er getan, was ihr ihm schuld gebt, glaub' ich nichts von alledem, was ihr sagt!“

Mit diesen Worten eilte sie davon, so erschöpft sie auch war, um sich selber zu überzeugen, ob an der bezeichneten Stelle ein Grab zu finden sei.

Der Sturm hatte sich vollständig gelegt, als sie Drabuhn verließ, und der Mond beglänzte die dunkle Heide so ruhig und so mild, als sei aller Schmerz und alles Leid nur ein böser Traum.

Als sie den stillen Mühlengrund wieder erblickte, gab es ihr einen rechten Stich ins Herz. Da lag das friedliche Haus, an dem sie so manche Freude erlebt — und dahinter der schöne Garten, wo sie ihren Georg zum erstenmal gesehen und so manchen wunderschönen Sommerabend mit ihm verplaudert hatte. Sie hatte auch trübe Tage dort verlebt — aber wie glücklich war sie dazumal selbst in den traurigsten Stunden noch gewesen, im Vergleich zu der entsetzlichen Lage, in der sie sich jetzt befand!

„Was wird Georg sagen, wenn er hört, daß mein Onkel jemand erschlagen hat!“ dachte sie. „Er wird mich aufgeben — und ich werde zeitlebens unglücklich!“

Sie konnte das Auge nicht wegwenden von dem stillen Grunde, auf den der Mond so friedselig herniederschaut, und aus tiefter Seele rief sie:

„O Gott, könnt' ich doch noch einmal wieder so ruhig und friedlich dort leben wie früher! — Wenn alles nicht wahr wäre — wenn der alte Bresow im Fieberwahn gesprochen hätte — o dann könnte noch alles gut werden!“

Endlich erreichte sie die Stelle, wo sich nach der Beschreibung der Söhne Bresow's das Grab befinden mußte. Sie

suchte überall nach den fünf weißen Steinen und den beiden Wacholdersträuchern umher, sah aber nichts als das hohe Heidekraut, das sich wie ein dunkler Teppich über die weite Ebene breitete.

Nach langem Suchen erblickte sie in einiger Entfernung etwas weißes vor sich. Sie eilte darauf zu und erblickte in der Tat die fünf weißen Steine — ein Wacholderstrauch stand zur Rechten und ein anderer zur Linken. Der Mondschein fiel unheimlich auf die weißen Steine, die scharf gegen den dunklen Grund abstachen.

In entsetzlicher Angst kniete sie neben den Steinen nieder und starrte regungslos das Grab an.

Plötzlich dachte es ihr, als steige der Ermordete aus dem Grabe hervor: Sie raffte sich auf um zu entfliehen — da hörte sie laute Schritte hinter sich und sie sah ihren Oheim, der mit totenbleichem Gesicht und wild rollenden Augen eine Art aufhob...

Anna stieß einen gellenden Schrei aus und — — — erwachte: Alles war nur ein schrecklicher Traum gewesen! Sie saß ruhig am Tisch vor ihrem Spinnrad — die Lampe brannte hell und klar neben ihr — die große Wanduhr tickte gleichförmig in dem stillen Zimmer, und draußen rauschten die Wasser ihr uraltes Lied durch die Nacht.

Nur eins war kein Traum gewesen, die lauten Schritte, die sie vernommen. Die schallten noch in ihr Ohr, und als sie sich umwandte, stand Georg vor ihr!

Einen Augenblick starrte sie den treuen Freund ihrer Jugend und ihres Herzens zweifelnd an, gleich als fürchte sie, daß sie ein neuer Traum, wenn auch ein schöner beruhte — und dann stürzte sie auf ihn zu, preßte ihn in die Arme und rief im Uebermaß des Entzückens:

„Ja, ja — es war nur ein grauenvoller Traum! Der Onkel ist kein Mörder — ich bin hier im stillen Stübchen, und du stehst vor mir!“

Der junge Jäger, der den Sinn ihrer Worte nur halb begriff, bat sie mit sanfter Stimme, sich zu beruhigen und fuhr dann fort:

„Als ich vor einer halben Stunde aus dem Walde nach Hause zurückkehren wollte und den Blick nach der Mühle wandte, sah ich noch Licht in diesem Zimmer. Diese ungewöhnliche Erscheinung beunruhigte mich; ich dachte du seist vielleicht krank geworden, oder es sei sonst irgend ein Unglück geschehen — und so wanderte ich rasch hierher.“

Anna erzählte ihm darauf, daß ihr Oheim sehr aufgeregt nach Hause gekommen, rasch zu Abend gegessen und dann fortgegangen sei, um in Dambin zu übernachten und sich am folgenden Tage nach der Stadt zu begeben.

„So sah ich denn hier beim Sturm“, fuhr sie fort, „und tausend schreckensvolle Gedanken zogen durch meine Seele. Ueber dem Gräbchen schlief ich ein und alle die düsteren Bilder, die mir im Wachen vorgeschwebt, traten mir nebst noch grauenhafteren im Traume noch einmal vor die Augen. Das entsetzlichste von allem war das letzte, wo mein Onkel als Mörder neben dem Erschlagenen erschien...“

„Denke nicht mehr an die Schreckensbilder der Nacht, liebe Anna“, unterbrach sie Georg. „Selbst nach der dunkelsten Nacht bricht endlich der Morgen an — und ich hoffe, für uns wird auch bald ein schöner Tag anbrechen. — Lege dich jetzt schlafen“, fuhr er fort, „und träume das Beste, was du dir wünschen kannst. Ich werde morgen auf einige Augenblicke wieder bei dir vorsprechen — bis dahin lebe wohl!“

Hierauf nahm er aufs zärtlichste Abschied von seiner Verlobten und eilte rasch von dannen. Anna aber begab

Wochen erhalte. Er selber habe sich niemals geweigert, die geliehenen Summen zurückzahlen — nur habe er um Aufschub gebeten; er erklärte nochmals, daß er das Ganze zusammen oder teilweise zurückzahlen werde, sobald er es vermöge, ohne sich selbst den größten Schaden zuzufügen — jetzt aber sei er nicht dazu imstande.

Gronow und sein Rechtsbeistand konnten gegen diese Erklärung des Müllers nichts ausrichten. Als der erstere gefragt wurde, wie groß der Betrag der dem Müller geliehenen Summen sei, ob er die Zurückzahlung an einem bestimmten Termin ausbedingen und ob er irgendwelche Schriftstücke in Bezug auf diese Angelegenheit in Händen habe, sah er sich genötigt, zu gestehen, daß er selber nicht genau wisse, wieviel der Müller ihm schulde, daß wegen der Zurückzahlung des Ganzen nichts ausgemacht worden, und daß ihm der Schuld-

schein, welchen Sellin ihm über verschiedene Summen ausgestellt, abhanden gekommen sei.

Infolgedessen erkannte das Gericht, daß der Müller nicht gezwungen werden könne, die Gesamtsumme binnen kurzer Frist zurückzahlen, bezeichnete aber bestimmte Termine, an welchem die Zurückzahlung zu erfolgen habe.

Der Müller, der seinen Zweck vollständig erreicht hatte, ging in's Häuschen lachend heim — Gronow aber lochte vor Wut und verschwor sich hoch und teuer, sich auf die eine oder die andre Weise an dem „fressen Lump“ zu rächen. Sein größter Kummer war, daß er seiner Tochter nicht eine Ausstattung ersten Ranges geben könne, und dieser Gedanke ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Ernst und Scherz

Vermischtes.

Lope de Vega, der große spanische Dichter hatte zur Zeit, da er auf der Höhe seines Ruhmes stand, einen armen Greis, den er vom Hungertode errettet, als Schreiber in seine Dienste genommen. Mit der Herausgabe der ersten Sammlung seiner Werke beschäftigt, diktirte er eines Tages dem Alten die Vorrede, die mit folgenden Worten beginnt: „Ich übergebe dem Publikum mit Freude und Stolz diese Werke. Die Prophezeiung meiner Feinde, daß ich die Verachtung aller Vessergesinnten verdiene, daß ich schmachlich zu Grunde gehen werde, sind nicht an mir, sondern nur an ihnen erfüllt worden. All diese elenden Verleumder, all diese neidischen Streber sind verschollen und auch Rueda, dieser gemeine Ränkeschmied, dieser niederträchtige . . .“ Als Lope de Vega so weit gelangt war, fiel ihm der jammervolle, gebrochene Ton auf, mit dem der Schreiber das Wort „nie . . . der . . . träge“ wiederholte, und als er sich nach ihm umblühte, sah er bestürzt, wie der Alte leichenblau, mit krampfhaft verzerrtem Gesicht in dem Stuhl zusammenbrach. Er eilte auf ihn zu, schleppte ihn nach dem Bett, aber alles Mühen war vergebens — den Schreiber hatte der Schlag gerührt. Einige Tage später erfuhr Lope de Vega, daß der Greis kein anderer war, als der eifrigste jener Feinde, die ihn einst verfolgt hatten — Rueda.

Ein Kenner. Als Lord Randolph Churchill im November 1888 eine Reise nach Rußland unternahm, fragten ihn seine Freunde, was er dort eigentlich wolle.

„Warm werden,“ lautete die Antwort. „Sie sehen mich erstaunt an? Nun, ich will Ihnen die Sache erklären. Im Winter ist es überall kalt, aber in Rußland ist es noch kälter als anderswo. Daher treffen die Russen auch die besten Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte, und nur in St. Petersburg versteht man es, ein Haus wirklich gut zu heizen.“

Armut schützt vor Wissen nicht. Michael Faraday, einer der berühmtesten Chemiker und Physiker Englands, war der Sohn eines armen Schmiedes und arbeitete bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre bei einem Buchbinder. — Sir Robert Murdoch Murdoch entdeckte eines Tages zu Churro, im nördlichen Schottland, einen Bäder, Namens Robert Dick, der zu gleicher Zeit ein ausgezeichnete Geolog und vortrefflicher Botaniker war. „Ich erkannte zu meiner großen Beschämung,“ sagte der General-Direktor der geographischen Gesellschaft zu London, „daß dieser Bäder mehr, zehnmal mehr von Botanik verstand, als ich.“ — Hugh Miller, der später die fruchtbarsten Perspektiven in die versteinerten Felder der früheren Erdperioden eröffnete, war Arbeiter in einem schottischen Steinbruch.

Eine kluge Frau. Als bei dem König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die ersten Anzeichen eines beginnenden Leidens sich in einer oft ohne allen Grund ausbrechenden Heftigkeit zeigten, sah er auch eines Abends bei seiner Gemahlin allein. Wieder trat ein Heftigkeitsausbruch ohne allen Grund ein; der König wütete förmlich wegen eines Fleckens auf dem Tischstuch. Da stand die Königin auf, nahm die Lampe und suchte scheinbar im Zimmer umher. — „Was suchst Du?“ fragte er verwundert. — „Seine Majestät den König!“ lautete die Antwort. Und besänftigt küßte er ihr die Hand.

Die Entwicklung der Anredeformen in Deutschland zu beobachten ist nicht ohne Interesse. Im Altertum war, wie bei den antiken Völkern, nur das Du gebräuchlich. Im Mittelalter wechseln in der Anrede Du und Ihr, so z. B. in den Nibelungen, wo beides gebraucht wird. Die Anrede mit Er mag im 17. Jahrhundert aufgefunden sein. Sie verschwindet zu Ausgang des 18. Jahrhunderts. Wie Sie der Gegensatz zu Er ist, so wird bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Anrede mit Sie gewöhnlich. Von den Dichtern, bei welchen die Personen sich untereinander mit Sie anreden, ist Gellert der erste. Daß die Kinder ihre Eltern mit Du anreden, dieser durch Rousseau und Babelow eingeführte Gebrauch, ist ungefähr 125 Jahre alt, aber auch heute noch kommt es in Familien mit altmodischen Lebensformen vor, daß Kinder ihre Eltern mit Sie anreden.

Rätsellecke.

Krebsvorträtsel.

Einen weiblichen Namen man umdrehen muß,
so entsteht daraus ein kirchlicher Gruß.

Einschlachtungsaufgabe von Paul Nieckhof.

Liter, Rehe, Buch, Baden, Lab, Gier, Meier, Rogen, Russ,
Leer, Robe, Lid, Base.

Durch Einschlachtung eines Buchstabens ist jedes der obigen Wörter in ein andres zu verwandeln. Die eingeschalteten Buchstaben nennen einen deutschen Dichter.

Dreißilbige Scharade.

Aus der Silben ersten beiden,
Um zu schöpfen Kraft und Mut,
Mancher ohne Maß mit Freunden
Dann und wann die dritte tut.

Wird dies aber übertrieben,
Dann entweicht uns Mut und Kraft,
Denn, die ersten zwei zu lieben,
Sei nicht Eure Leidenschaft.

Besser ist es, wenn man nötig
Braucht zur Arbeit große Kraft,
Daß man mit dem Ganzen tätig
Sich mechanisch Hilfe schafft.

„Bist du ein Dichter?“ — „Ja,“ — „Was suchst du?“ — „Ich suche nach einem Dichter, der wie ich ist.“ — „Was suchst du?“ — „Ich suche nach einem Dichter, der wie ich ist.“

sich leichten Herzens zur Ruhe und dankte Gott von ganzer Seele, daß die finsternen Bilder, die sie gesehen, in nichts zerrennen waren.

Während Anna im stillen Mühlen Grunde träumend grauenvolle Wanderung unternommen hatte, war ihr Oheim in Wirklichkeit auf einer schrecklichen Wanderung begriffen — schrecklich wenigstens für jeden, dessen Gemüth feineren Gefühlen zugänglich und nicht von einer so wilden Erbitterung gegen Welt und Menschen erfüllt war, wie das des Müllers Sellsin.

Als er die Mühle verließ tobte der Sturm schon mit Macht über die Heide daher — aber ihn kümmerte das nicht: — über sein Haupt waren schon andere Stürme dahingezogen als dieser. Er schlug den Weg nach Dambin ein und sprach dort auch vor, aber nicht im Wirtshaus, sondern bei einem Bauern, mit welchem er in der That ein kleines Geschäft abzumachen hatte. Aber sobald dies erledigt war, setzte er seinen Stab weiter. Sein Ziel war ein Hügel bei der nächsten Stadt, den unter Tausenden kaum einer bei Nacht betreten haben würde. Derselbe war etwa vier bis fünf Stunden von Drabuhn entfernt, und der kürzeste Weg dorthin führte durch einsame öde Heiden und durch finstere Föhrenwälder, in denen oft wochenlang kein menschliches Wesen außer dem Förster atmete — so fernab lagen sie von Dörfern und Städten.

Hundert, die gewußt hätten, zu welchem Zweck er in wilder Sturmnacht dahinwanderte, würden ihn verlacht, aber hundert andere ihn unerbittlich verurtheilt haben. Beide hätten vollkommen recht dazu gehabt — aber dennoch lag etwas Rührendes in dem Beweggrund, der ihn antrieb, eine solche Wanderung zu solcher Zeit zu unternehmen.

„Ich hab' schon manchen schweren Gang im Leben getan“, sprach er mit ruhiger Entschlossenheit vor sich hin, indem er einen Tannenhochwald betrat, in dessen Wipfeln der Sturm wüthete; „mit diesem und dem nächsten werd' ich hoffentlich auch noch fertig werden! Und wenn ich's mit der ganzen Hölle aufnehmen müßte — Anna soll . . .“

Hier unterbrach er sich und blieb lauschend stehen, da er einen Hilferuf in seiner Nähe zu hören glaubte.

„Nein — das war nur der Schrei des Wildes tief im Dickicht“, murmelte er weiterschreitend vor sich hin. „Welches Menschen Fuß sollte auch zu dieser Zeit den Wald betreten?“

Als er mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, sah er sich nach einem Plätzchen um, wo seine müden Glieder eine Weile ausruhen konnten und wo er einigermaßen gegen das Toben des Sturmes geschützt war. Ein solches fand er auch nach einiger Zeit am Rande eines Gehölzes, neben welchem die Holzhauer eine Art Hütte aus Baumzweigen und Niedgras errichtet hatten. Einige Scheite Holz, die er unter dem kleinen Dache fand, legte er zusammen, setzte sich darauf, zog ein kleines Gläschen mit Bier nebst einem Stück Brot aus der Tasche und begann sich für die weitere Wanderung zu stärken.

So ärmlich die Erfrischung auch war, so labte sie ihn doch ganz ungemein. Das kleine Hüttchen schützte ihn vor dem wilden Sturm und dem herniederrauschenden Regen — die Ruhe tat ihm unendlich wohl — sein Haupt senkte sich schon zum Schlummer — — allein kaum fühlte er, daß der Schlaf ihn zu übermannen drohte, als er rasch aufsprang und seinen Weg fortsetzte.

Endlich stand er nahe vor dem Ziel seiner Wanderung, am Fuß eines mäßigen Hügels. Er schritt denselben hinan — kein Baum, kein Strauch bedeckte den Abhang — — aber droben ragte schauerlich ein Gegenstand zum Himmel empor — — ein Galgen.

Manche würden an einem solchen Ort bei nächtlicher Weile nicht ohne Grausen und nur zögernd vorüber gegangen sein — allein für Sellsin hatte derselbe in diesem Augenblick nichts Abschreckendes.

Droben angekommen, zog er sein Messer heraus, trat dicht an den Galgen hinan, schnitt einen Spahn von demselben ab, steckte diesen in die Tasche und wanderte dann der nahen Stadt zu, um dort den Rest der Nacht und den folgenden Morgen zuzubringen.

Die Wenden schreiben einem Span vom Galgen, einem

Stoßen vom Körper eines Gehängten oder einem Stück von den Kleidern des armen Sünders eine ganz besondere Kraft zu; und darum hatte denn auch der Müller Sellsin, der mit großer Fähigkeit an den alten Anschauungen seines Stammes hing, bei seinem schauerlichen nächtlichen Gange ein geheimes Unternehmen im Auge, das er vermittelst des abgeschnittenen Spanes vollführen wollte. Daß dieses Unternehmen ihm als Verbrechen angerechnet werden konnte, wenn man ihn dabei betraf, kümmerte ihn für jetzt nicht: — weil er dasselbe nur als einen Schabernack betrachtete, welchen er dem reichen Wirt spielen wollte, um ihn für einige Zeit für seine Gargier und seinen Eigennutz zu strafen, so meinte er, daß es auch andere so ansehen müßten.

Eine Haupteigenschaft irgend eines Stückes vom Galgen oder vom Gehängten ist nämlich nach wendischem Glauben die, daß es denjenigen, welcher es bei sich trägt, befähigt, bei nächtlicher Weile bei Anderen aus- und einzugehen, ohne daß diese imstande sind, die Augen aufzuschlagen, ihn also gleichsam unsichtbar macht.

Auf die Wunderkraft des Galgenspanns bauend, hatte sich Sellsin vorgenommen, dem reichen Wirt den Schuldschein, welchen er ihm ausgestellt, heimlich wegzuholen und ihn so lange zu behalten, bis seine Handelsoperation mit Erfolg gekrönt sei. Die Absicht, Gronow um das Geld zu betrügen, lag ihm gänzlich fern; und da er sich weder mündlich noch schriftlich anheischig gemacht hatte, die geliehenen Summen zu einer bestimmten Zeit zurückzahlen, so dachte er, daß der Wirt ohne Schuldschein vor Gericht nichts gegen ihn werde ausrichten können.

Am nächsten Abend langte der Müller daheim wieder an und sprach mit solcher Ruhe und Gleichgültigkeit von seiner Wanderung nach der Stadt, daß Anna nicht im entferntesten ahnte, was er getan und was er zu tun beabsichtigte.

Gegen seine Gewohnheit blieb er während der beiden nächsten Tage zu Hause; am Nachmittag des dritten aber sagte er zu seiner Richte, daß er wieder über Land gehen müsse und wahrscheinlich erst spät in der Nacht heimkehren werde.

„Daß nur das Pfortchen zum Mühlwert offen“, fügte er hinzu; „ich kann dann ins Haus kommen, ohne dich im Schlaf zu stören.“

Um jeden möglichen Verdacht von sich abzuwenden und um beweisen zu können, daß er in dieser Nacht in einem anderen Orte als Drabuhn gewesen sei, wanderte er nach einem großen Dorfe, welches eine halbe Stunde westlich von letzterem lag; sprach daselbst bei mehreren Bauern vor und kehrte zuletzt im dortigen Wirtshaus ein, wo er wohl bekannt war und schon manchen Abend zugebracht hatte. Er blieb im Gespräch mit mehreren Stammgästen solange im großen Schenkszimmer, bis alle aufbrachen, und schlug dann vor den Augen der späten Zeher den Weg nach der Mühle ein. Sobald er sich aber außerhalb des Dorfes befand, wandte er sich gen Osten und ging auf Drabuhn zu.

Auf der Hälfte des Weges rastete er in einem kleinen Fichtengeröll, bis die Turmuhr in Drabuhn Mitternacht schlug, und schlich dann behutjam durch Felder und Gärten nach dem Gehöfte Gronow's. Die Nacht war ungewöhnlich dunkel, und da im ganzen Orte kein Licht mehr zu sehen war, so glaubte er, gegen Entdeckung von Seiten andrer Dorfbewohner vollkommen gesichert zu sein.

Als er vor dem Hause des Wirtes anlangte, erhob der Hund im Hofe ein lautes Gebell, das bald von den Sunden in den benachbarten Gehöften beantwortet wurde. In der Hoffnung, daß das wachsame Tier sich am ersten beruhigen werde, wenn er sich gänzlich still verhalte, ergriff er rasch die vor der Gartentür stehende Bank, stellte sie unter eins der Fenster des Wohnzimmers und streckte sich auf dieselbe hin, ohne weiter die geringste Bewegung zu machen.

Dies Verfahren hatte auch die beabsichtigte Wirkung. Das Gebell dauerte noch eine Zeitlang fort — dann aber beruhigte sich das rebellische Hundegeschlecht allgemach, und bald herrschte weit und breit die tiefste Stille.

Um den Hüter des Hauses nicht abermals in Tätigkeit zu setzen, ging der Müller mit äußerster Vorsicht zu Werke.

Unhörbar erhob er sich von der Bank, öffnete leise das schlecht übergehaltene Fenster und stieg so behutsam als möglich ins Zimmer. Einen Augenblick schien es, als ob der Verdacht des Hundes wieder rege geworden sei, denn er begann vernehmlich zu knurren; da der Müller aber sofort jede Bewegung unterließ und regungslos in der Stellung verharrte, welche er einnahm, so beruhigte sich das Tier wieder, und er gelangte ohne weitere Fährlichkeit in den Raum, wo sich der Wandschrank mit dem Schuldschein befand.

Schon wollte Sellin die Hand nach dem seitwärts neben der Tür hängenden Schlüssel ausstrecken — da rief plötzlich eine Stimme, daß es laut durch die Nacht schallte: „Ja — ich seh' ihn fliegen!“

Wie gebannt blieb Sellin stehen und lauschte mit verhaltenem Atem — allein kein anderer Laut als das Picken der Wanduhr ließ sich vernehmen.

„Es ist nur die Stimme Mariens gewesen, die im Nebenzimmer schläft und im Traum gesprochen hat,“ dachte der Müller; „ich habe ja nichts zu befürchten!“

So war es in der Tat. Die heiratslustige Tochter Gronow's träumte wieder einmal von den wendischen untrügerischen Vorböten einer baldigen Hochzeit — ließ sich aber nicht träumen, daß in demselben Augenblicke Jemand eifrig beschäftigt war, ihre Wünsche und Hoffnungen zu vereiteln.

In der nächsten Minute hatte Sellin den Wandschrank geöffnet und den braunen Kasten hervorgeholt, worin der Schuldschein lag. Da dieser größer war, als alle übrigen darin befindlichen Papiere, so brauchte er nicht lange zu suchen. Er steckte ihn zu sich, stellte den Kasten wieder in den Wandschrank, verschloß diesen und hing den Schlüssel wieder an den Nagel neben der Tür, worauf er behutsam den Rückweg antrat.

Dieser erlitt anfangs nicht die geringste Störung. Der Müller hatte das Fenster bereits wieder fest in den Falz geschlossen und wollte eben die Bank vor die Tür stellen — als er plötzlich einen heftigen Stoß in den Rücken bekam.

Verstört taumelte er einige Schritte vorwärts und faßte nach einer neben der Tür liegenden Hake, um sich gegen den unerwarteten Angreifer zu verteidigen — fühlte aber in demselben Moment an einem kräftigen Biß in den Schenkel, daß er es mit Gronow's Hund zu tun habe, der, ohne daß er es gewahrt, herbeigesprungen war.

Sellin sagte sich, daß er als gemeiner Dieb vor der Welt dastehen werde, wenn sein Kampf mit dem Hunde irgendein menschliches Wesen herbeiziehe — und so drehte er sich denn blitzschnell herum, packte das Tier mit einem raschen Griff an der Kehle und drückte sie mit solcher Gewalt zusammen, daß der treue Hüter des Hauses in der nächsten Minute tot zu seinen Füßen lag.

Es war ein Glück für Sellin, daß der Hund in stiller But auf ihn losgestürzt war, sonst würden alle Hunde der Nachbarschaft unfehlbar in Aufruhr gekommen sein. Nur hier und da schlug ein wachsammer Hund ein paar Mal an — dann wurde alles wieder still.

Der Kampf mit dem kräftigen Tier, so kurz er auch gewesen war, hatte den Müller ganz außer Atem gebracht, und darum stand er einige Sekunden still, um Luft zu schöpfen.

In diesem Augenblick dächte es ihm, als höre er im Nachbargarten Schritte. Er lauschte — nein, es war keine Täuschung — aber die Schritte wurden sehr leise. Sehen konnte er niemanden, so sehr er sein Auge auch anstrengte.

Um sich so schnell als möglich jedem Späherblick zu entziehen und jedem Verdacht an eine gewaltsame Tötung des Hundes zuvorzukommen, nahm er das tote Tier auf die Schulter und schritt rasch mit demselben von dannen, um es auf dem Felde einzuscharren.

Es fiel ihm ein, daß etwa einen Büchschuß vom Dorf entfernt mehrere Sträucher ausgerodet und die Löcher noch nicht wieder ausgefüllt worden waren. So trug er das Tier denn dorthin, warf es in eins der tiefsten, bedeckte es mit Steinen und Erde und wanderte darauf beruhigt der Mühle wieder zu.

„Das Kunststück hätte schlimm ablaufen können,“ sprach er vor sich hin, indem er langsam dahinschritt; „aber da's mir solche Mühe gekostet hat, will ich den habgierigen Gronow

gehörig zappeln lassen, bevor ich ihm sein Geld vor die Füße werfe!“

Gronow konnte nicht erwarten, daß der Müller nach der Szene, welche zwischen ihnen vorgefallen war, die ihm gestellte Bedingung, das Geld nach Ablauf von vier Wochen bei Heller und Pfennig zurückzuzahlen, gutwillig erfüllen werde; und so fuhr er denn eines Tages nach der Stadt und begab sich zu einem Advokaten, um diesem die ganze Sache vorzutragen. Derselbe schien nicht besonders geneigt, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen; da Gronow aber darauf bestand, den Weg des Rechtes zu betreten, um so viel als möglich und dies so bald als möglich zu erlangen, so willigte Jener endlich ein und trug dem Wirt auf, ihm alle Papiere, welche zum Beweise der Schuld Sellin's dienen könnten, unverzüglich zuzustellen, da er die Sache sofort beim Gericht anhängig machen werde.

Als Gronow daheim wieder angekommen war und sich von den Strapazen der Fahrt etwas erholt hatte, schloß er den Wandschrank auf, um den Schuldschein des Müllers aus dem braunen Kasten hervorzufischen.

Zuvor aber hatte er noch etwas weit Erfreulicheres zu tun: nämlich die harten Taler, welche er am Morgen in der Stadt für verkaufte Vieh gelöst, mit der hübschen, wohlgeschlossenen Reihe von silbernen Brüdern zu vereinigen, welche sich bereits in dem Kasten befand.

Nachdem er das vollbracht und die ganze Summe noch einmal mit zufriedenen Blicken überzählt hatte, wollte er den Schuldschein hervorholen. Die erste, oberflächliche Durchsicht blieb erfolglos — eine zweite genauere gleichfalls — — der „arme“ Mann begann unruhig zu werden.

Er nahm jedes Stück Papier einzeln in die Hand, entfaltete und las es — — der Schuldschein war nirgends zu finden! Als er den Kasten das letzte Mal in die Hand genommen, hatte er das Papier noch gesehen — das wußte er so gewiß, als er das Leben hatte — — und jetzt war er verschwunden.

„Gestohlen kann er doch nicht sein,“ sprach er in wachsender Aufregung vor sich hin, „denn das bare Geld ist noch im Kasten! Wohin mag er gekommen sein?“

Er grübelte und grübelte — vermochte sich aber nicht zu erinnern, daß er den Kasten auch nur eine Minute offen auf dem Tisch hatte stehen lassen, so daß sich irgend jemand damit hätte zu schaffen machen können. Marie versicherte heilig und teuer, daß sie nie den Wandschrank und noch viel weniger den Kasten geöffnet — und daß ein Nachbar oder ein Gast in Abwesenheit der Hausbewohner den Schlüssel vom Nagel geholt haben sollte, um den Schrank aus Neugierde zu untersuchen, war kaum denkbar.

Als Gronow noch so hin- und hersann, fiel es ihm plötzlich ein, daß sein Hund auf eine so unerklärliche Weise verschwunden war — aber da sich das Geld noch im Kasten befand, so ließ er den für einen Augenblick wieder in seiner Seele auftauchenden Gedanken, daß der Schuldschein doch vielleicht gestohlen sei, wieder fahren.

Daß Sellin sich heimlicher Weise des Papiers bemächtigt haben könne, fiel ihm nicht im Traume ein.

In der festen Ueberzeugung, daß sich das Verlorene an einem der nächsten Tage finden müsse, ließ er dem Advokaten sagen, daß er die verlangten Papiere verlegt habe und zur Gerichtsverhandlung mitbringen werde.

Der Rechtsgelehrte hatte die Sache bereits anhängig gemacht, und so erhielten Sellin und Gronow nicht lange darauf eine Vorladung.

Der Müller wühlte sich sehr schlau aus der Sache herauszuwickeln. Er gestand sogleich zu, daß er zu wiederholtenmalen Geld von Gronow geliehen habe, daß er jedoch den Betrag der einzelnen Summen nicht genau wisse. Er habe dem Wirt weder schriftlich noch mündlich versprochen, das Ganze an einem bestimmten Termin zurückzuzahlen — nur in Bezug auf einen Teil habe er es getan; als er aber diesen Teil zur anberaumten Zeit seinem Gläubiger gebracht, habe dieser ihm das Geld im Zorn aus der Hand geschlagen und gedroht, ihm das Haus über dem Kopf verkaufen zu lassen, falls er die Gesamtsumme nicht nach Verlauf von vier